

**Klett-Cotta
Pressemappe**

Torsten Schulz

"Nilowsky"



Klett-Cotta

Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	Zeit
Datum:	28. Februar 2013
Rezensent:	Alexander Cammann
URL:	

Das soll der Opa sein?

»Sozialismus ist Ohnmacht plus Desillusionierung«: Gleich vier Romane stürzen sich in diesem Frühjahr auf die untergegangene DDR VON ALEXANDER CAMMANN

Nach ihrem Untergang wurde sie zu einer großen Erfolgsgeschichte: Die längst verblichene DDR, jenes im Rückblick so seltsame, vom eigenen Volk ins historische Jenseits beförderte marode Staatsgebilde, ist künstlerisch bis heute eine blühende Landschaft. Ob Malerei, Theater, Film oder Literatur: Unablässig produziert die östliche Erfahrung Stoff in ästhetischer Verarbeitung, gesamtdeutsch hochgelobt und preisgekrönt. Der Geschmack des Ostens steht für eine spezielle existenziell-exotische Würze. Gänzlich unbeeindruckt von Schulze, Tellkamp, Ruge und Co., arbeiten sich in diesem Frühjahr vier neue Romane an der östlichen Erfahrung ab.

Ein 700-Seiten-Schwergewicht mit dem Titel *Brüder und Schwestern* legt Birk Meinhardt vor, Untertitel 1973–1989. Es ist für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert. Zweifel kennt dieses Opus über den Zweifel in der DDR nicht: Der 1959 geborene Autor östlicher Herkunft, lange Jahre Reporter bei der *Süddeutschen Zeitung*, glaubt ungebrochen an die konventionelle Erzählbarkeit der Welt und ihrer Erinnerungen. Also geht es frisch drauflos, in kräftigen Pinselstrichen wird die Familiensaga aus dem fiktiven thüringischen Provinzstädtchen Gerberstedt unweit der Saale gemalt: Willy Werchow ist hier Direktor der Druckerei »Aufbruch«, eine redlich bemühte Haut, nur nicht gegenüber seiner Frau Ruth, die er auf Dienstreisen in die Hauptstadt alle zwei Wochen mit Veronika Gapp betrügt, mit der er sogar ein Kind gezeugt hat. Seinem Vater Rudolf hatte die Druckerei gehört, als Sozialdemokrat hatte er die Vereinigung mit den Kommunisten mitgemacht, bevor er an den Rand gedrängt wurde. Geschichte lauert selbst in der tiefsten Provinz; Geheimnisse und Konflikte wirken nach. Mitte der siebziger Jahre weiß man längst, was Willys Freund Achim Felgentreu in eine Lenin-Persiflage packt: »Sozialismus, das ist Ohnmacht plus Desillusionierung.«



Dreibein-Wettlauf im Ferienlager
der Jungen Pioniere 1952 in
Prerow an der Ostsee.

Auf der Suche nach der
verlorenen DDR wird in diesem
Bücherfrühling mit allen
literarischen Erinnerungsverfahren
gearbeitet

Der Leser folgt den üblichen Hoffnungen und Dramen von DDR-Bürgern in ihrem dahinsiechenden Land. Willys drei eheliche Kinder entscheiden sich für Mitmachen oder Aussteigen. Erik will der Enge entfliehen und also in den Außenhandel, dabei verrät der Student seine Schwester Britta, die an der Schulwandzeitung ein Biermann-Gedicht aufgehängt hatte: »Ihre Tat verurteile ich zutiefst.« Britta findet dagegen ihre Freiheit bei einem Wanderzirkus, während ihr anderer Bruder Matti Binnenschiffer wird, mit künstlerischen Ambitionen: Seine Erzählung präsentiert er dem Vater, der Bücher druckt, aber nie liest; erscheinen wird Mattis Werk natürlich nicht.

Meinhardt gelingt ein gut gemachter Unterhaltungsschmöker. Hier will jemand nicht das Besondere, sondern die allgemeine Erfahrung von vielen für viele erzählen. Ästhetisch stößt solch identitätsstiftendes Schreiben allerdings an Grenzen; in der Fülle von eher einfach gestrickten Charakteren, die man wiedererkennen soll, ist für jeden etwas dabei. *Brüder und Schwestern* lässt aber ein verbotenes und unvollendetes Vorbild erahnen: Werner Bräunigs Roman *Rummelplatz* erzählte vom mühseligen Leben in der frühen DDR – wer den Lärm der Werkshalle, die vermischten Gerüche aus Fabrik und Natur mag, dem wird *Brüder und Schwestern* gefallen.

Kleiner und intimer geht es in *Nilowsky* von Torsten Schulz zu. Der Autor, Dramaturgieprofessor an der Filmhochschule in Potsdam-Babelsberg, setzt mit diesem Roman seine Berlin-Erkundung fort, die er mit seinem Debüt *Boxhagener Platz* 2004 begonnen hat. Der 14-jährige Markus Bäcker muss 1976 den geliebten Prenzlauer Berg verlassen, weil seine Eltern im Chemiebetrieb am Stadtrand Arbeit finden. Doch für Markus wird es spannend: Er trifft den drei Jahre älteren Reiner Nilowsky, eine mysteriöse Figur, die auftaucht und verschwindet, wenn sie nicht gerade ihrem gefährlich besoffenen Vater in dessen Kneipe »Bahndamm-Eck« helfen muss. Der Bahndamm, das ist die Abenteuer verheißende Lebensader. Nilowsky steckt voller wilder Geschichten, und er kennt das Geheimnis der gelb-roten Baracken in der Nähe, in denen Neger-Wally und andere meist pummelige Frauen der Gegend gerne verschwinden: Dort lebt Roberto mit seinen acht Freunden, die im Namen der mosambikanischen Revolution in die DDR delegiert wurden, um im Chemiebetrieb für die Heimat zu lernen.

Es ist eine Welt am Rand, die Schulz liebevoll schildert, mit den sogenannten kleinen Leuten, die staatsfern vor sich hin berlinern. Ganz harmlos ist dieser stille Coming-of-Age-Roman allerdings nicht. Hat Nilowsky nun seinen brutalen Vater um die Ecke gebracht? Und wird ihm das Untertauchen gelingen? Irgendwann lebt Markus wieder in der Innenstadt. Tatsächlich wird er Nilowsky innerlich nicht loswerden, auch wenn dieser längst verschwunden ist, vier Jahre im Knast, danach wohin auch immer. Schulz erzählt mit leisem Witz von einer Magie, die die Milieus überschreitet, vom Geheimnis einer Großstadtjugend, die ein Leben prägt.

»Dit is een Kunde«: Jens, ein anderer 14-Jähriger aus Berlin, fährt im Sommer 1989 ins Ferienlager Schneckenmühle nach Sachsen. Der Schöpfer von Jens, der 1970 in Ost-Berlin geborene Jochen Schmidt, ist ein Virtuose komischer, intelligenter Kleinkunst; seine DDR-Erfahrungen hat er ebenso wie seine Proust-Lektüren zu gewitzten Büchern verwandelt. In seinem Roman *Schneckenmühle* beweist er jetzt einmal mehr, dass Moppelkotze (dieses fragwürdige norddeutsche Eintopfgericht) als Madeleine-Ersatz funktioniert. Schmidt zaubert eine späte Kindheit in der späten DDR herbei, prallvoll mit längst vergessenen Vokabeln (»Dienstleistungswürfel«) und Phänomenen (ausgewaschene Milchtüten fürs Pausenbrot). Absurde Komik entsteht durch den untrüglichen Blick des Kindes, das mental längst im Westen lebt: Sobald in der Disco »ein Lied gespielt wird, das keiner von uns kennt, dann ist es »von hier«, und wir verziehen angewidert das Gesicht«. Und wenn der Gruppenleiter die Kinder zum Singen auffordert, dröhnt prompt der ganze Bus: »99 Handgranaten fliegen auf den Kindergarten ...«

Walter Kempowski hätte seine Freude am Ostarchäologen Jochen Schmidt, der Hunderte von Dialogen und Dingen aus den achtziger Jahren gesammelt hat. Aber der Autor verschiebt fast unmerklich die Realität. Denn die Sommerszenen mit Nachtwanderungen und Ausflügen werden von Rätseln begleitet: Einige Gruppenleiter verschwinden plötzlich, im (West-)Fernsehen sieht man Menschen, die über Zäune klettern. Anders als Jens hätten 14-Jährige 1989 längst gewusst, was Sache ist. Trickreich verjüngt Schmidt seine Helden durch eine versponnene Naivität, die eher zu Zehnjährigen passt. So gelingt ihm die Inszenierung eines letzten Sommermärchens, mit dem die Kindheit zu Ende geht, bevor der große Sturm beginnt.

Den hat dann Heinrich »Henry« Steiger schlecht überstanden; er kommt mit Steuererklärungen, Strafzetteln und Bedeutungsverlust nicht zurecht. Ausgerechnet einer »West-schnepfe«, um in Henrys Jargon zu bleiben, ist der originellste Ost-Roman der Saison gelungen: Petra Morsbachs *Dichterliebe* (erscheint am 11. März) kreist um die Nöte des einst gefeierten DDR-Dichters Henry, der 1994 in einem ostfriesischen Künstlerhaus ein Stipendium absitzt. Um ihn herum nur Ignoranten und Idioten, Geldsorgen quälen ihn, sein Verleger will lieber Prosa von ihm, immerhin darf er einen 600-versigen Zyklus des russischen Dichters Leonid Karatschinzew nachdichten. Die Autorin hat genau hingeschaut und zugehört, sie bietet mit feinnervigem psychologischem Gespür nicht nur eine neue Variante der Künstlerparodie. Bis in kleinste Nuancen hinein stimmig zeichnet sie ein Porträt der jammernden Ost-Intelligenzija. Der Nationalpreisträger bekam seit den siebziger Jahren Westreisen genehmigt, war Parteimitglied bis 1989 – er trat natürlich als einer der Ersten aus –, und nun liest er in seiner vogtländischen Geburtsstadt vor zwei älteren Frauen. Zerfressen ist er vom Ekel vor jungen Performance-Künstlern und alten Kollegen, die sich in Gremien in die neue Zeit retten.

»Du neigst zu Selbstmitleid, wie?«, fragt ihn die junge krebskranke Bildhauerin. Aber am meisten plagt den herrlich schwadronierenden Ich-Erzähler seine Vergangenheit. Er war immer schon ein schlimmes Ego-Ekel, ob gegenüber seiner Mutter oder gegenüber Lotte, seiner ersten Frau und der Mutter seiner Kinder, die er wegen einer jungen Frau verließ, ein sich fortan wiederholendes Muster. Zudem: »Ich war ein schlechter Vater; was überhaupt habe ich eigentlich gut gemacht?« Erschütternd nach fünf Jahren der Besuch bei seinem Sohn und dessen Familie: »Das soll der Opa sein?«, fragt die Enkelin.

Dass der Plot nicht in satirische Klischees abgleitet, liegt an einer lapidaren, hintergründigen Erzählweise. Petra Morsbach kann zugleich erbarungslos und mitfühlend mit Henry umgehen. Zudem gelingt ihr eine allgemeine Parabel auf die irdische Lächerlichkeit künstlerischer Selbstüberhöhung. Der Leser aber hat einen weiteren Schritt in der Historisierung östlicher Erfahrung

miterlebt. Denn die Schwärmerei Henrys für die junge, unbegabte Mitstipendiatin Sidonie, natürlich Westschnepfe, schlägt sich noch in intensivem Faxverkehr nieder. Heute ist das ratternde Faxgerät Vergangenheit, 20 Jahre her wie jene Epoche noch frischer Verwundungen und Verstrickungen.

Birk Meinhardt:

Brüder und Schwestern

Hanser Verlag, München 2013;
704 S., 24,90 €, als E-Book 18,99 €

Torsten Schulz:

Nilowsky

Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2013;
285 S., 19,95 €, als E-Book 15,99 €

Jochen Schmidt:

Schneckenmühle

C. H. Beck Verlag, München 2013;
220 S., 17,95 €, E-Book folgt

Petra Morsbach:

Dichterliebe

Albrecht Knaus Verlag, München 2013;
288 S., 19,99 €, als E-Book 15,99 €

Autor: Torsten Schulz

Titel: Nilowsky

Medium: Frankfurter Rundschau

Datum: 21. Februar 2013

Rezensent: Ulrich Seidler

URL:

Die Enge der Freundschaft

Gut und gültig: „Nilowsky“ von Torsten Schulz ist mehr als kein DDR-Roman

Von Ulrich Seidler

Reiner Nilowsky spinnt auf hohem Niveau. Der Sohn eines versoffenen, brutalen, notgeilen, entgegenkommenderweise bald sterbenden Kneipenwirts kennt den Zugfahrplan auswendig und weiß auch sonst mehr als andere. Zum Beispiel dass der Staat die Stadtpläne fälscht, damit die Bevölkerung nicht weiß, wo sie ist. Oder warum es hier, am Rand von Berlin, drei Grad wärmer ist als in der Stadt. Zwei Grad kommen vom Chemiewerk, klar, aber das dritte haben die Mosambikaner mitgebracht, die im Werk arbeiten, also Pause machen, um Kraft zu tanken für den revolutionären Kampf gegen die kolonialen Unterdrücker. Nilowsky weiß auch, wie man sich mit den giftigen Abgasen aus dem Chemiewerk stärkt: „Du musst diesen Gestank, den nach faulen Eiern, richtig einsaugen musst du den, und deine ganze Körperwärme, die ganze, die musst du zum Einsatz bringen, und dem Schwefelwasserstoff, dem bleibt dann nichts anderes übrig, als zu Wasser und zu Schwefeldioxid zu verbrennen. Das ist gesund und gibt dir Kraft. Und riechen tut es dann auch nicht mehr.“

Nilowsky reimt sich die Ungereimtheiten der Welt zusammen und besonders dieses kleinen Halblandes, dessen Gesellschaftsform die zusammengereimte Ungereimtheit schon im Namen trägt: realexistierender Sozialismus. Nilowsky ist eine Mischung aus Detektiv, Hobby-Stasi-Arsch, Verschwörungstheoretiker, Revo-

luzzer und Rächer. Auch in den Welten der sexuellen Fantasie ist Nilowsky ein Superheld: da werden Halbwüchsige von Greisinnen vernascht, krabbeln flügelamputierte Fliegen unter mosambikanischen Vorhängen und wachsen Kirschbäume aus einem ganz bestimmten Frauenhintern.

Der Roman von Torsten Schulz beginnt im Sommer 1976. Markus Bäcker, aus dessen einerseits naiver, andererseits analytisch-reflektierter Sicht erzählt wird, ist mit den Eltern aus Prenzlauer Berg an den Stadtrand gezogen und findet in dem älteren Nilowsky einen seltsamen Freund und Welterklärer. Markus ist zwei entscheidende Jahre älter als der zwölfjährige Holger, der Ich-Erzähler aus Schulz' verfilmter DDR-Groteske „Boxhagener Platz“. Mit dem expliziten DDR-Kolorit geht Schulz in „Nilowsky“ sparsamer um, vermeidet so jeden Klischee-Verdacht und dringt ins realistisch und psychisch Konkrete vor, dorthin, wo das Erzählte für den heutigen Leser nicht nur interessant, sondern auch gültig ist. Aus den unterhaltsamen, liebevoll-drastischen Karikaturen vom Boxhagener Platz sind lebendige Figuren mit Geheimnissen, Eigenartigkeiten und Beschädigungen geworden – ohne dass Farbige verloren gehen würde und ohne dass sich das Grau geflissentlich abrechnender Differenzierung und rechtfertigender Einordnung dämmernd über die Erinnerung an das Leben in der DDR legen würde.

Markus ist also gerade dabei sich von den Eltern zu lösen. Die

beiden – der Vater ist Chemiefabrikdirektor, die Mutter passenderweise Chefsekretärin im selben Betrieb – führen ihr realexistierendes bürgerliches Leben und sind deshalb, verglichen mit den Leuten in der neuen Umgebung, für Markus zutiefst uninteressant. Wenn sie merken würden, wie sie der Erzähler gerade mal als meist lästige Randerscheinung vorkommen lässt, wären sie sicher gekränkt. Dass sie es nicht merken, was wiederum Markus wenig stört, spricht eigentlich für ein gesundes Auseinanderdriften der Generationen. Aber vielleicht ist es auch einfach nur die Konfliktscheue und Ignoranz, die zum Erwachsensein dazu gehört.

Indiskutable Autoritäten mit Kontrollneurose werden niemals aussterben

Die beiden scheinen nichts zu ahnen von jenen Ungereimtheiten, die Nilowskys Fantasie anregen. Oder sie haben die Ungereimtheiten längst in Floskeln verpackt und irgendwo verstaut, wo sie den Alltag nicht im Weg stehen, was ja auch vernünftig ist. In ihren Augen ist Nilowsky verhaltensauffällig und also nicht der richtige Umgang für Markus. Auch das ist verständlich, denn in der Tat hat diese Freundschaft, spätestens als Nilowskys Braut Carola ins Spiel kommt, etwas Zerstörerisches, Grenzverletzendes, Vereinnahmendes. Markus, der sich gerade von den Eltern freikämpft, rutscht direkt in die nächste Abhängigkeit. Das geht hin bis zu einem

Vertrauensbeweis, den Markus erbringt, indem er auf Anweisung von Nilowsky bei Minusgraden eine Eisenbahnschiene anleckt – vier Minuten, bevor der „Sieben-dreizehner“ kommt. Markus friert an. Und Nilowsky rettet ihn, indem er ihm auf die Zunge pinkelt: „Ein lange währender, kräftiger Strahl, zielgenau.“

Die unbedingte Art, wie Nilowsky Markus und auch seine Braut Carola, die auf keinen Fall erwachsen werden will, mit Zuvwendung und Liebe zerdrückt und gleichzeitig mit Misstrauen und Eifersucht abkocht, könnte als Allegorie auf die elterliche Liebe der DDR zu ihren entmündigten Staatsbürgern oder „Insassen“ (Adolf Endler) gelesen werden. Ganz unexplizit infiltriert die diktatorische Zeitgeschichte das Leben. Auf zwischenmenschlicher Ebene durchgespielt, lässt sich besser verstehen, zu welchen Anpassungsleistungen Leute fähig sind, wie sie in Abhängigkeit zu indiskutablen Autoritäten mit Kontrollneurose geraten konnten und sich gewinnen ließen für offenkundige Ungereimtheiten. Aber Moment! Sind denn die Ungereimtheiten und Abhängigkeiten hier und heute subtiler oder weniger offenkundig?



Torsten Schulz:
Nilowsky.
Klett-Cotta,
Stuttgart 2013.
285 Seiten, 19,95
Euro, als E-Book
15,99 Euro.

Pressespiegel Klett-Cotta	
Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	Literatur (Beilage der Tageszeitung neues deutschland zur Leipziger Buchmesse)
Datum:	14. März 2013
Rezensent:	Eberhard Reimann
URL:	

Verwischt die Spuren, doch nicht die Erinnerungen

»Nilowsky«, der neue Roman von Torsten Schulz, der alles hat und dennoch nicht nominiert wurde

Manche Entscheidungen sind einfach nicht nachvollziehbar. So auch die, weshalb die Jury für den Preis der Leipziger Buchmesse an diesem Roman vorbeiging, der alles hat, was man sich unter guter Literatur vorstellt: Es ist ein Gesellschaftsroman, ohne dass die Probleme der Gesellschaft holzhammerartig vermittelt werden. Es ist ein Entwicklungsroman, der einen Mikrokosmos zum Mittelpunkt werden lässt. Ein Liebesroman, in dem eine Dreiecksbeziehung zu einem nicht vermuteten Ende kommt.

Es ist die Geschichte Heranwachsender in ganz konkreten gesellschaftlichen Umständen. Auf ihre Weise setzen sie sich mit Wirrnissen auseinander, ohne dass dies gleich gesellschaftspolitische Bedeutung bekommt. Das Buch ist witzig, auch launig

geschrieben, melancholisch, sarkastisch. Selbst die Lösung einer mit Todesgefahr verbundenen Mutprobe lässt keinen Ekel aufkommen, weil das Ungewöhnliche der Situation zum Beweis einer tiefen Freundschaft wird.

Im Mittelpunkt dieses überaus lesenswerten Romans stehen Markus Bäcker und der etwa fünf Jahre ältere Reiner Nilowsky. Beruflicher Perspektiven der Eltern wegen hat es Markus vom Zentrum der DDR-Hauptstadt an die Peripherie verschlagen, wo die Temperaturen wegen eines Chemiewerkes stets zwei Grad höher sind als woanders und noch mal um ein Grad wegen dort arbeitender Mosambiquaner, die die Hitze ihres Landes mitgebracht haben.

Eisenbahnzüge fahren dort fast durch die Wohnung. Nilowskys Vater, Kneipenwirt im

Torsten Schulz:
Nilowsky. Roman.
Klett-Cotta.
288 S., geb., 19,95 €.

Bahndamm-Eck, mit verkorkstem Leben, bester Kunde seiner Destille und sehr einschlagenden Erziehungsmethoden, scheidet fast wie vom Blitz getroffen aus der Welt. Und da ist noch Carola, die für sich festgelegt hat, nicht älter als dreizehn zu werden – Nilowskys Zukünftige, aber mit Markus in platonischer Liebe verbunden. Über einen Zeitraum von fast zwanzig Jahren sind die Schicksale der drei Jugendlichen mehr oder weniger miteinander verbunden, auch dann noch, wenn sie das Leben unterschiedliche Wege gehen lässt.

Eine kleine Welt voller un-
gemein lebendiger Details: Der
Voodoo-Zauber, der Menschen

untrennbar miteinander verbinden soll; die toupierte Hochfrisur von Markus' Mutter, die den Sprecher der Mosambiquaner mehr als erregt; Nilowskys Großmutter, die erst sterben kann, wenn ihr Schwiegersohn nicht mehr lebt; die Konflikte zwischen Carola und ihren Funktionärs-Eltern – das alles ist sehr sympathisch und nachvollziehbar erzählt. Oder wenn fehlender Arbeitseifer der Mosambiquaner von Nilowsky mit deren Bedürfnis erklärt wird, sich für die Revolution in ihrer Heimat ausruhen zu müssen.

Was für eine facettenreiche Figur dieser Nilowsky ist: mit seiner verquastten Art zu sprechen, den konspirativen Anweisungen für den Umgang mit seinen schriftlichen Mitteilungen, dem Hass auf seinen versoffenen Vater, seiner ihm Strafverschärfung ein-

bringenden unbedingten Ehrlichkeit. Seine Begleiterin in der Haft, eine flügellose Fliege, hat er in Hochprozentigem konserviert. Am Ende verschwindet er, aber bleibt doch präsent. Jeder lebt seinen Traum, auch wenn nicht mehr gemeinsam. Man weiß nichts mehr voneinander, aber glaubt es zu wissen, auch wenn alles vage bleibt. Die neue Zeit hat Spuren verwischt, aber Erinnerungen konserviert. Konkret die Erinnerung an den Bahndamm, das Chemiewerk mit dem fürchterlichen Gestank, die Kindheit.

Torsten Schulz ist ein Erzähl-talent. Auch wenn sein Buch von der Jury nicht in die engere Auswahl genommen wurde, es wird viele Leser finden. Und das kann mehr sein als eine Nominierung.

Eberhard Reimann

Pressespiegel Klett-Cotta	
Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	Basler Zeitung
Datum:	08. März 2013
Rezensent:	Sophie Eglin
URL:	

Herzklopfen im Schatten des Chemiewerks

Torsten Schulz hat mit «Nilowsky» einen starken Roman über eine aufregende Jugend geschrieben

Von Sophie Eglin

Diese Geschichte spielt hauptsächlich in Berlin, am Bahndamm. Dort gibt es ein Chemiewerk, das nach faulen Eiern und Schwefel stinkt. Natürlich ist Markus Bäcker, dem Ich-Erzähler, ziemlich unwohl, als er mit seinen Eltern gerade in dieses Gebiet ziehen muss, an den Rand von Berlin. Die Eltern haben im Chemiewerk eine neue Stelle gefunden. Markus, 14 Jahre alt, nervt sich und will in sein altes Zuhause zurück. Da gab es keine Chemie, welche die Luft verpestet, und auch keine ratternden Schnellzüge, die alles zum Beben bringen. Seine Meinung ändert sich aber sofort, als er auf Nilowsky stösst.

Reiner Nilowsky ist ein eigen-sinniger, beherrschender, grosser und magerer Kerl von 17 Jahren. Markus bewundert ihn und folgt ihm, sobald er dazu aufgefordert wird, überall hin. Nilowsky wird auf eine schräge Art und Weise Markus' einziger Freund. Er spricht anders und denkt auch anders. Seine Gedankensprünge sind meistens nicht ganz nachvollziehbar, aber auf eine gewisse Weise korrekt und intelligent. Auf Nilowskys Weise eben.

Erschreckend echte Welt

Reiner Nilowskys Vater Karl-Heinz ist ein elender Säufer und führt eine Kneipe im selben Haus, in dem Markus mit seinen Eltern lebt. Dann gibt es noch die Mosambiker, die im Chemiewerk arbeiten. Sie leben in einer Holzbaracke in einem Waldstück. In diese Baracke zieht es oft die älteren Frauen der Umgebung, sie kochen und sorgen für die Afrikaner. Das wäre schon eine wunderbare, absurde und spannende

Umgebung, in der Markus seine Pubertät ausleben kann. Aber nun kommt auch noch Carola dazu. Carola, das Mädchen, das nicht älter als dreizehn werden will und auch diesem Alter entsprechend aussieht. Sie ist eine schillernde Figur, die aus der Reihe tanzt. Man kann sie und ihre Gedankengänge nie wirklich fassen. Eine spannende Person, mit nicht wenig Humor, die immer noch kindlich erscheint.

Nilowsky bezeichnet sie als seine Verlobte. Für ihn steht fest: Er wird Carola später heiraten. Doch sie will nie in die Pubertät kommen und so etwas «Ekliges» wie die Sexualität erfahren oder ausüben. Und je mehr Markus sich im Verlauf der Geschichte bemüht, nicht dieses komische Herzklopfen zu bekommen, wenn er an Carola denken muss, desto stärker wird es.

Torsten Schulz hat mit diesem Roman eine interessante, brutale und erschreckend echte Welt erschaffen. Er schreibt ohne Umschweife. Schildert er einen Ort oder ein Milieu, so erweckt er das Gefühl, man sei schon einmal dagewesen; der Gestank des Chemiewerks steigt dem Leser nachgerade in die Nase. Das Buch hat eine klare Bildsprache; Schulz ist Autor preisgekrönter Spielfilme, Regisseur von Dokumentarfilmen und Professor für Dramaturgie an der Filmhochschule Babelsberg.

Das Milieu am Bahndamm, im Schatten des Chemiewerks, kennt er aus eigener Erfahrung. «Ich wollte immer einen grossen Bruder haben. Mit Nilowsky habe ich mir einen erschaffen», sagt Schulz. Und ein starkes Buch dazu.

Torsten Schulz: «Nilowsky». Roman. Klett-Cotta Verlag, Stuttgart 2013, ca. Fr. 27.–.

Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	Frankfurter Neue Presse u.a.
Datum:	06. März 2013
Rezensent:	Gregor Tholl (dpa)
URL:	

Voodoo-Zauber in Ost-Berlin



Torsten Schulz
„Nilowsky“

Klett-Cotta, 285 Seiten,
Euro 19,95

GELESEN

Torsten Schulz („Boxhagener Platz“) beschert seinen Lesern wieder einen schrägen DDR-Roman. In „Nilowsky“ geht es um liebste alte Damen, Teenager-Liebeswirren und die Bedeutung von Freundschaft.

■ Von Gregor Tholl (dpa)

Schon einmal ist Torsten Schulz, Professor für Dramaturgie an der Potsdamer Filmhochschule, mit einem schrägen DDR-Roman positiv aufgefallen. Sein Buch „Boxhagener Platz“ war eine Liebeserklärung an Berlin, eine Geschichte über eine ungewöhnliche Familie, die Ende der 60er Jahre mit einem geheimnisvollen Mordfall konfrontiert wird.

Das Werk kam ohne erklärende Ostalgie aus und verkaufte sich zehntausendfach. Matti Geschoncks Verfilmung zog im Jahr

2010 gut 174 000 Zuschauer ins Kino. Bei der TV-Premiere Anfang Juli 2012 in der ARD schalteten etwa 2,3 Millionen den Fernseher ein.

Jetzt hat der virtuose Schreiber Schulz, der an der Hochschule für Film und Fernsehen Konrad Wolf in Potsdam-Babelsberg lehrt, wieder zugeschlagen: wieder Ost-Berlin. Wieder geht es um die seltsamen Wege der Liebe. Und diesmal vor allem um Pubertätswirren und Freundschaft.

„Ich hatte immer Sehnsucht nach einem großen Bruder. Mit Nilowsky habe ich ihn mir erschaffen“, sagt der Autor über seine namensgebende Titelfigur.

Lust auf Abenteuer

Der 14-jährige Markus Bäcker ist überhaupt nicht begeistert, als er im Jahr 1976 mit seinen Eltern an den Rand von Berlin ziehen muss – in ein schäbiges Eckhaus an einer lauten Bahnlinie, mit Blick auf ein stinkendes Chemiewerk.

Doch schon kurze Zeit später trifft er hier auf Menschen, die er sein Leben lang nicht vergessen wird, darunter abenteuerlustige ältere Frauen, die sich an die Gastarbeiter aus Mosambik ranschmeißen. Die Afrikaner leben in einer geheimnisvollen Baracke und wol-

len unter anderem mit blutigen Voodoo-Ritualen der Liebe auf die Sprünge helfen. Zu verdanken hat Markus seine intensiven Erfahrungen dem bald volljährigen Reiner Nilowsky, mit dem er eine seltsame Freundschaft schließt. Markus Bäcker ist fasziniert von Nilowskys Weltsicht (inklusive Ansichten darüber, was ein echter Sozialismus wäre) und hat doch stets auch Angst vor dessen Unberechenbarkeit.

Über Nilowsky lernt er auch dessen große Liebe kennen, die geheimnisvolle Carola, die beschlos-

sen hat, erstmal nicht älter als dreizehn Jahre alt aussehen zu wollen. Es kommt wie es kommen muss: Verhängnisvoll verliebt sich auch Markus in die junge Frau.

Reiner Nilowsky hat einen brutalen Kneipenwirt als Vater und redet oft sehr merkwürdig und geschwollen. Er verlangt Vertrauensbeweise von Markus – so findet sich der Jüngere zum Beispiel plötzlich mit der Zunge festgefroren an den Bahngleisen wieder. Die Rettung aus der Mutprobe ist knapp und ekelig.

Im Laufe der Geschichte, die das Dreiecksverhältnis von Markus, Reiner und Carola bis in die 80er Jahre hinein erzählt, gibt es noch einige Kuriositäten, Überraschungen, Todesfälle und Lügen. Spannend bis auf die letzte Seite.

„Nilowsky“ fügt sich hervorragend in das zurzeit sehr beliebte Literatur-Genre ein, anhand persönlicher Familiengeschichten oder Ich-Erzählungen Gesellschafts- und Gefühlsgeschichte in bestimmten historischen Zusammenhängen zu schildern. Der filmerfahrene Torsten Schulz schafft intensive Bilder im Kopf des Lesers. Die kleinbürgerliche DDR der späten 70er und frühen 80er Jahre scheint in diesem Roman wiederaufzuerstehen.



Torsten Schulz

Foto: dpa

Pressespiegel Klett-Cotta	
Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	Focus Online
Datum:	05. März 2013
Rezensent:	Gregor Tholl
URL:	http://www.focus.de/kultur/buecher/literatur-torsten-schulz-schraeger-roman-nilowsky_aid_932885.html

Literatur

Torsten Schulz' schräger Roman „Nilowsky“

Dienstag, 05.03.2013, 10:30



dpa Torsten Schulz hatte nie einen älteren Bruder – jetzt hat er sich einen erfunden.
Foto: Tim Brakemeier/

Torsten Schulz („Boxhagener Platz“) beschert seinen Lesern wieder einen schrägen DDR-Roman. In „Nilowsky“ geht es um liebestolle alte Damen, Teenager-Liebeswirren und die Bedeutung von Freundschaft.

Schon einmal ist Torsten Schulz, Professor für Dramaturgie an der Potsdamer Filmhochschule, mit einem schrägen DDR-Roman positiv aufgefallen. Sein Buch „Boxhagener Platz“ war eine Liebeserklärung an Berlin, eine Geschichte über eine ungewöhnliche Familie, die Ende der 60er Jahre mit einem geheimnisvollen Mordfall konfrontiert wird.

Das Werk kam ohne verklärende Ostalgie aus und verkaufte sich zehntausendfach. Matti Geschonnecks Verfilmung zog im Jahr 2010 gut 174 000 Zuschauer ins Kino. Bei der TV-Premiere Anfang Juli 2012 in der ARD schalteten etwa 2,3 Millionen den Fernseher ein.

Jetzt hat der virtuose Schreiber Schulz, der an der Hochschule für Film und Fernsehen Konrad Wolf in Potsdam-Babelsberg lehrt, wieder zugeschlagen: Wieder Ost-Berlin, wieder geht es um die seltsamen Wege der Liebe. Und diesmal vor allem um Pubertätswirren und Freundschaft.

„Ich hatte immer Sehnsucht nach einem großen Bruder. Mit Nilowsky habe ich ihn mir erschaffen“, sagt der Autor über seine namensgebende Titelfigur.

Der 14-jährige Markus Bäcker ist überhaupt nicht begeistert, als er im Jahr 1976 mit seinen Eltern an den Rand von Berlin ziehen muss – in ein schäbiges Eckhaus an einer lauten Bahnlinie, mit Blick auf ein stinkendes Chemiewerk.

Doch schon kurze Zeit später trifft er hier auf Menschen, die er sein Leben lang nicht vergessen wird, darunter abenteuerlustige ältere Frauen, die sich an die Gastarbeiter aus Mosambik ranschmeißen. Die Afrikaner leben in einer geheimnisvollen Baracke und wollen unter anderem mit blutigen Voodoo-Ritualen der Liebe auf die Sprünge helfen.

Zu verdanken hat Markus seine intensiven Erfahrungen dem bald volljährigen Reiner Nilowsky, mit dem er eine seltsame Freundschaft schließt. Markus Bäcker ist fasziniert von Nilowskys Weltsicht (inklusive Ansichten darüber, was ein echter Sozialismus wäre) und hat doch stets auch Angst vor dessen Unberechenbarkeit.

Über Nilowsky lernt er auch dessen große Liebe kennen, die geheimnisvolle Carola, die beschlossen hat, erstmal nicht älter als dreizehn Jahre alt aussehen zu wollen. Es kommt wie es kommen muss: Verhängnisvoll verliebt sich auch Markus in die junge Frau.

Reiner Nilowsky hat einen brutalen Kneipenwirt als Vater und redet oft sehr merkwürdig und geschwollen. Er verlangt Vertrauensbeweise von Markus – so findet sich der Jüngere zum Beispiel plötzlich mit der Zunge festgefroren an den Bahngleisen wieder. Die Rettung aus der Mutprobe ist knapp und ekelig.

Im Laufe der Geschichte, die das Dreiecksverhältnis von Markus, Reiner und Carola bis in die 80er Jahre hinein erzählt, gibt es noch einige Kuriositäten, Überraschungen, Todesfälle und Lügen. Spannend bis auf die letzte Seite.

„Nilowsky“ fügt sich hervorragend in das zurzeit sehr beliebte Literatur-Genre ein, anhand persönlicher Familiengeschichten oder Ich-Erzählungen Gesellschafts- und Gefühlsgeschichte in bestimmten historischen Zusammenhängen zu schildern. Der filmerfahrene Torsten Schulz schafft intensive Bilder im Kopf des Lesers. Die kleinbürgerliche DDR der späten 70er und frühen 80er Jahre scheint in diesem Roman wiederaufzuerstehen.

Torsten Schulz

Nilowsky

Klett-Cotta, Stuttgart

285 S., Euro 19,95

Pressespiegel Klett-Cotta	
Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	Leipziger Volkszeitung
Datum:	05. März 2013
Rezensent:	Janina Fleischer
URL:	

Drei Grad wärmer

Torsten Schulz' Roman „Nilowsky“ erzählt von Freundschaft, Abhängigkeit und vom Erwachsenwerden

Sein Prosa-Debüt „Boxhagener Platz“ (2004), später von Matti Geschonneck verfilmt, hat Torsten Schulz auf einen Schlag bekannt gemacht. Der 1959 in Berlin geborene Autor schreibt außerdem Drehbücher und lehrt Praktische Dramaturgie an der Hochschule für Film und Fernsehen „Konrad Wolf“ in Potsdam-Babelsberg. Nach dem Erzählungsband „Revolution und Filzläuse“ (2008) ist jetzt sein zweiter Roman erschienen: „Nilowsky“.

Von JANINA FLEISCHER

Eine Bemerkung vorweg: Ja, die Handlung ist angesiedelt in der DDR der 70er und 80er Jahre. Sprelacartische finden Erwähnung, Parteibonzen und Lenin-Zitate. Dennoch ist „Nilowsky“ kein DDR-Roman. So wie Bücher, die im Ruhrgebiet der 60er oder Westberlin der 80er spielen, nicht BRD-Romane genannt werden müssen. Ein anderer Zusammenhang ist wesentlich: Torsten Schulz hat in Berlin-Spindlersfeld, das liegt zwischen Köpenick und Adlershof, seine Jugend verbracht. Wie bei „Boxhagener Platz“, Kindheits-Gegend, sieht er keinen Grund, einen anderen Ort zu wählen. Die Zeit ist jene Vergangenheit, in der es weder Internet noch Mobiltelefone gab,



Foto: dpa

Schriftsteller Torsten Schulz.

in der Bahndämme Spielplätze waren und Vertragsarbeiter aus Mozambique exotisch.

Diesmal wird der Held erwachsen. Markus Bäcker heißt er, der anfangs 14-jährige Ich-Erzähler. Mit den Eltern

musste er aus der Mitte Berlins an den Stadtrand ziehen. Hier ist es drei Grad Celsius wärmer als im Prenzlauer Berg: zwei Grad wegen der Schwefeldämpfe ausstoßenden Chemiefabrik und ein Grad wegen der Mozambiquaner. Sagt Nilowsky, Reiner Nilowsky. Der ist schon 17, Sohn des Wirts vom „Bahndamm-Eck“. Er spricht so eigenartig entschieden, wie er denkt und kann vermutlich hellsehen. Die Mutter starb, da war er 4. Die Großmutter stammt aus Apulien und kann nicht sterben, bevor nicht ihr Schwiegersohn, der Kneiper, endlich tot ist. Der ist sein bester Gast und verprügelt seinen Sohn.

Nilowsky schweigt darüber und sammelt Groschen, die er auf den Bahngleisen plattfahren lässt, um sie zu verwandeln, zu veredeln sogar, denn Spuren vom Kleingeld würden für immer an den Rädern des Zugs kleben bleiben, würden durch Frankreich fahren und durch Spanien. Diese Art Glaube wie auch einige Arten von Aberglaube prägen die Alltagsweisheit der Figuren, die eigenwillig sind, liebenswert und komisch. Nilowsky erklärt mit heiligem Ernst, für Afrikaner sei Gott der höchste Revolutionär.

Am Ende wird die Familie Bäcker kaum fünf Monate hier bleiben, wo die Gleise ins Irgendwo führen, die Men-

schen aber sehr konkret ihren Vorfahren und deren Geschichten verhaftet sind. Fast alle Wege führen auf den Friedhof und enden dort noch lange nicht. Nilowsky sind sie vertraut: ältere Frauen wie „Neger-Wally“, die für Roberto, Ricardo und Pedro kochen, während die Pause machen „für die Revolution“ oder mit Voodoo-Zauber und Hühnerblut den Lauf der Liebe überlisten wollen, was zwar geht, aber nicht gut. In deren rot-gelbem Holzhaus allerdings war selbst Nilowsky noch nie. Er wird Markus' zunächst einziger Freund hier draußen. Immer wieder verschwindet er für ein Weilchen, nicht ohne geheimnisvolle Botschaften zu hinterlassen, die im Grunde Befehle sind.

Dazu kommt Carola, die beschlossen hat, nicht älter als 13 zu werden, weshalb das „Koboldmädchen“ auch mit 17 noch aussieht wie eine 12-Jährige. Nilowsky kann sich nur eine Zukunft mit Carola an seiner Seite vorstellen. Carola mag an Sex nicht mal denken, an Markus hingegen schon. So lernt der das Wort platonisch kennen. Die Pubertät hat ihn bereits fest im Griff. Verliebtheit kommt, Verliebtheit geht. Abitur, Grundwehrdienst in Eggesin und Pädagogikstudium sollen ihn ablenken – von Carola wie auch von Nilowsky, der im Knast ge-

landet ist, und mit dem ihn in einem halb brüderlichen, halb väterlichen Verhältnis längst auch Verrat verbindet. Ein Versuch der Befreiung.

Torsten Schulz beginnt unterhaltsam und fesselt dann mit seiner Geschichte von Abhängigkeiten, von Unfreiheit, auch Unterwürfigkeit aus anderen als politischen Gründen. „Komm mit!“ sagen Wally, Nilowsky oder Carola zu Markus; seine Eltern setzen es voraus. Am Ende geht er bewusst in eine Freundschaft, die der Liebe verwandt scheint. Da rundet sich eine Geschichte, die über Zeit und Ort der Handlung hinausweist.

i Torsten Schulz auf der Buchmesse und bei „Leipzig liest“: 15. März, 17 Uhr, ARD-TV-Forum (Halle 3, Stand C501); 16. März, 19 Uhr, Centraltheater, Hinterbühne, (Bosestraße 1)



Torsten Schulz:
Nilowsky.
Roman.
Verlag Klett-Cotta;
287 Seiten,
19,95 Euro

Pressespiegel Klett-Cotta

Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	Stadtspiegel Wattenscheid
Datum:	16. März 2013
Rezensent:	Peter Mohr
URL:	

BUCHTIPP DER WOCHE

„Ich hatte immer Sehnsucht nach einem großen Bruder. Mit Nilowsky habe ich ihn mir erschaffen“, klärte Autor Torsten Schulz über den Protagonisten seines zweiten Romans auf.

PETER MOHR

2004 hatte der Potsdamer Professor für Dramaturgie mit „Boxhagener Platz“ ein beachtliches Romandebüt vorgelegt. Wie in seinem Erstling ist auch nun die Handlung im Berliner Osten angesiedelt.

Der Ich-Erzähler Markus Bäcker ist vierzehn Jahre alt und gerade mit seinen Eltern an den Stadtrand gezogen – in Reichweite eines Chemiewerks und unmittelbar an einer Bahnlinie gelegen. Ausgerechnet in dieser ihm zunächst verhassten Gegend lernt er 1976 die für seine Jugend prägende Figur kennen – den vier Jahre älteren Reiner Nilowsky, Sohn eines zwielichtigen Kneipenwirts.

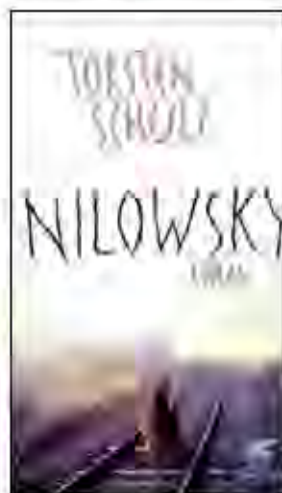
Mutprobe

Nilowsky ist ein Typ, vor dem alle wohlmeinenden Eltern ihre Kinder eindringlich warnen: ein autoritärer Leithammel mit kruder Weltsicht, primitiv und anarchisch, ein verträumter Spinner und gnadenloser Aufschneider – mal liebenswert, mal cholerisch. Die Beziehung zwischen den ungleichen Freunden erinnert an ein autoritäres Herr-und-Knecht-Verhältnis. Nilowsky treibt Schabernack. Als Mut-

probe muss der Markus im Winter die Bahnschienen lecken, bei den herrschenden Minusgraden bleibt die Zunge kleben, Markus bekommt es mit der Angst zu tun. Panik breitet sich in ihm aus, er hört schon den Lärm des nahenden Zugs, als ihn Nilowsky (wie eklig!) mit seinem Urin von den Todesängsten „erlöst“.

Geheimnisvolle Carola

Das Verhältnis zwischen Markus und Nilowsky wird noch komplizierter, weil sie irgendwann beide für das gleiche Mädchen schwärmen – für die geheimnisvoll-naiv gezeichnete Carola, die sich vorgenommen hat,



nicht älter als dreizehn aussehen zu wollen.

Der 54-jährige Torsten Schulz hat wie schon in seinem Debüt ein feines Händchen für skurrile Figuren bewiesen.

Die pubertären Irrungen und Wirrungen, eine Freundschaft der ganz speziellen Art, ein geheimnisvolles Dreiecksverhältnis,

die Akzeptanz einer Autorität außerhalb der Familie und die Rebellion gegen die Erwachsenenwelt sind die zentralen Themen des zweiten Romans von Torsten Schulz, der ohne jede Ostalgie einen scharfen Blick auf das kleinbürgerlich-proletarische Milieu der DDR wirft.

„Ich fühlte mich geborgen in seinen Armen und musste noch heftiger heulen, so heftig, dass mein Körper bebte. Nilowsky drückte mich fest an sich und sagte: ‚Ist gesund, wenn man heult, richtig heult.‘“

Es sind gerade solch simpel klingende Dialoge, die diesem Roman ein Höchstmaß an Authentizität und darüber hinaus auch eine singuläre Melodie verleihen. Mal herzzerreißend komisch, mal tieftraurig – ein Roman, der wunderbar zwischen Komik und Tragik changiert.

Torsten Schulz: Nilowsky. Roman. Klett Cotta Verlag, Stuttgart 2013, 285 Seiten, 19,95 Euro

Anrufen und gewinnen

Wir verlosen 5 Exemplare dieses Buches. Wer sich dafür interessiert, rufe zwischen heute 10 Uhr und Sonntag 22 Uhr unsere Gewinnhotline (01379/2200009) an. Nennen sie uns dann den Autor des oben vorgestellten Buches. Der Anruf kostet 50 Cent/Minute aus dem dt. Festnetz. Mobilfunk-Anrufe können teurer sein.

Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	Magazin Berlin
Datum:	27. Februar 2013
Rezensent:	
URL:	

Einmal – wir kannten uns ein paar Wochen, aber ich weiß nicht, ob wir da schon Freunde waren – stand ich mit Nilowsky auf dem Bahndamm unter einer dieser Wolken, die vom Chemiewerk herüberkamen und grünlich gelb von den Schwefelabgasen waren. Nilowsky schloss die Augen und hielt das Gesicht nach oben, sodass für mich, der ich einen Kopf kleiner war als er, sein langer Hals noch länger und sein großer Adamsapfel, der bei jedem Schlucken eindrucksvoll hoch- und runterging, noch größer erschien. Er atmete tief ein und sagte: »Du musst diesen Gestank, den nach faulen Eiern, richtig ein-saugen musst du den, und deine ganze Körper-wärme, die ganze, die musst du zum Einsatz bringen, und dem Schwefelwasserstoff, dem bleibt dann nichts anderes übrig, als zu Wasser und zu Schwefeldioxid zu verbrennen. Das ist gesund und gibt dir Kraft. Und riechen tut es dann auch nicht mehr.«

Ich staunte über Nilowskys Chemiekenntnisse, obwohl mir der Zusammenhang nicht logisch vor-kam. »Aber die Körperwärme«, wandte ich ein, »ist die denn so groß?« »Die ist, wenn du willst, dass sie so groß ist, wenn du das unbedingt, wenn du das hundertprozentig willst, ist sie auch so groß. Das ist sie. Verstehst du, wie ich das meine?«

Ein Lächeln zog über sein Gesicht, und ich sagte, um seine Freude nicht zu stören: »Ja, ich verstehe.« Ich schloss ebenfalls die Augen, hielt das Gesicht nach oben und atmete die stinkende Luft so tief ein, dass ich heftig husten musste und mich fast übergeben hätte. Nilowsky klopfte mir auf den Rücken und meinte: »Deine Körperwärme, die ist noch nicht groß genug. Aber das macht nichts, du hast es, wenigstens hast du es versucht.« ...

Er holte einen seiner vielen Groschen, die er immer bei sich trug, aus der Hosentasche und legte ihn auf die Schiene. Der Vierachtzehner kam, pünktlich auf die Minute, vier Uhr achtzehn, wie an jedem Nachmittag. Wir liefen ein Stück die Bö-schung hinunter, trotzdem riss uns der Zugwind fast die Haare vom Kopf. Ich presste meine Hände auf die Ohren, weil ich Angst hatte, taub zu werden. Nilowsky hingegen lachte laut, mit weit offenem Mund und steil nach oben ausgestreckten Armen. Kaum dass der Zug vorbei war, sprang er

Nilowsky

Zwei ungleiche Freunde inmitten eines proletarischen Milieus in Ostberlin. Mit afrikanischen Gastarbeitern, die gern Pause machen. Eine Leseprobe aus dem neuen Roman von **TORSTEN SCHULZ**

zu der Stelle, an der er den Groschen auf die Schiene gelegt hatte. Der Groschen war so platt, wie er nur platt sein konnte, und so rund und breit wie ein Markstück. Nilowsky sagte: »Jetzt ist er verwandelt, das ist er, und veredelt ist er, und Spuren von ihm, die bleiben, für immer bleiben die an den Rädern des Zuges, kleben bleiben die und fahren durch Deutschland, durch Frankreich fahren die, durch Spanien. Mein Groschen, die Spuren von meinem Groschen, bis nach Spanien und noch weiter.«

»Aber die Zugstrecke«, wandte ich ein, »führt doch von Nord nach Süd, nach Südost genauer gesagt, nicht nach West. So kann man's auf dem Stadtplan sehen.« »Denkst du etwa«, entgegnete Nilowsky, »man kann den Stadtplänen glauben? Das müsstest du doch eigentlich längst wissen mit deinen vierzehn Jahren, oder hast du noch nie was davon gehört, dass wir in einem Land leben, in dem Stadtpläne vom Staat gefälscht werden, hast du das noch nie gehört? Damit die Bevölkerung nie weiß, wo sie sich eigentlich befindet, ganz zu schweigen von den Zügen, die immer woanders hinfahren, als auf den Plänen angezeigt. Hast du davon noch nichts gehört?«

»Nein«, antwortete ich und war mir sicher, dass es das einzig Richtige war, ihm in diesem Punkt nicht zu widersprechen. Stattdessen fragte ich: »Was machst du denn mit den verwandelten Groschen?« »Was ich mit denen mache? Ganz einfach: Die sind mein Schatz, den hüte und beschütze ich, den Schatz, wie's sich eben gehört. Dafür wird er mich beschützen, wenn's drauf ankommt, das wirst du schon noch erleben, wirst du das.«

Er sagte es mit einem Trotz, dem etwas Optimistisches anhaftete, und ich dachte in diesem Moment daran, wie ich ihn, Reiner Nilowsky, ein paar Wochen zuvor überhaupt zum ersten Mal gesehen hatte. Kerzengerade hatte er hinterm Fenster vom Bahndamm-Eck gestanden, dessen Gardine zur Seite gezogen war. Er hatte ein Bierglas trocken geputzt und dabei neugierig abschätzend zu mir geschaut.

Ich war gerade von der Ladefläche des Umzugs-wagens gestiegen, doch bevor ich auf seinen Blick reagieren konnte, legte sich eine Hand auf seine Schulter. Ich sah nicht den Menschen, der zu dieser Hand gehörte, ich sah nur, wie die Hand ihn vom Fenster wegzog und Nilowsky sich zu diesem Ausdruck optimistischen Trotzes durchrang, den ich noch öfter an ihm wahrnehmen sollte.

Die Wohnung, in die wir, meine Eltern und ich, im September 1976 zogen, befand sich im dritten Stock des Eckhauses, in dem auch das Bahndamm-Eck war. Von meinem Zimmer aus sah ich den Bahndamm, kaum mehr als fünfzig Meter entfernt. Hundert Meter weiter stand das Chemiewerk, in dem mein Vater als leitender Ingenieur arbeitete. Diese neue, herausfordernde Arbeit, wie er sie nannte, auf dem Gebiet der Pharmazie war der Grund für unseren Umzug gewesen. Ich hatte sein Fach, die Chemie, nie gemocht, nun aber hasste ich es. Ich hatte nicht aus Prenzlauer Berg fortziehen wollen, wo ich geboren worden war und mich wohlfühlte. Und schon gar nicht hatte ich an den Rand von Berlin gewollt, zu den laut ratternden

Zügen, die das Eckhaus von unten bis oben zum Vibrieren brachten, zu den Schwefelabgasen, die sogar durch die Ritzen der geschlossenen Fenster drangen.

Nicht nur mein Vater, auch meine Mutter war glücklich mit dem Umzug. »Endlich mal ein kurzer Arbeitsweg«, sagte sie. »Und das bisschen Geruch – gar nicht der Rede wert.« Kein Wunder, sie war Sekretärin in einem kleinen Büro gewesen, in dem es nach jahrzehntealten Aktenordnern roch. Jetzt arbeitete sie in diesem Chemiewerk als Chefsekretärin des Betriebsdirektors. Von meinem Fenster aus sah ich meine Eltern, wie sie frohgemut, ja beinahe wie frisch verliebt das Haus verließen und durch die Bahndammunterführung in Richtung Chemiewerk gingen. ...

Eines späten Abends, drei Wochen nach unserem Umzug, war die Gardine des Kneipenfensters wieder zur Seite gezogen. Ich deutete das als Zeichen, und so kam ich ein Stück von meinem selbstverordneten Desinteresse ab und blickte durchs Fenster in die Kneipe. Ich sah Nilowsky hinterm Tresen Gläser spülen und Bier eingießen. Ich sah drei alte Männer an einem fleckigen Spelacarttisch Karten spielen, ein vierter lag rüclings auf mehreren nebeneinandergestellten Stühlen. Er schnarchte, wie ich an den Bewegungen seines Mundes erkennen konnte. Einer der Kartenspieler rüttelte an ihm, aber der Mann schnarchte weiter. Nilowsky musste mich aus den Augenwinkeln wahrgenommen haben, denn er gab mir mit einer knappen Bewegung seines Kopfes ein Zeichen hereinzukommen. Als ich zögerte, lief er zur Tür hinaus und sagte: »Komm rein! Draußen servier ich kein Bier.« Das hatte nichts von der Umständlichkeit, mit der er später oftmals redete. Das hatte den bärbeißigen Witz eines Wirtes oder eben eines Siebzehnjährigen, der so tut, als sei er ein Wirt.

»Wer bist du denn?«, rief mir einer der Kartenspieler zu, und der, der den Schlafenden gerüttelt hatte, sagte: »Setz dir zu uns!« Ich zog mir, über-



Vom Fenster aus sah ich meine Eltern, wie sie frohgemut, ja beinahe wie frisch verliebt Richtung Chemiewerk gingen.

rascht, wie ich war, einen Stuhl an den Tisch, und der dritte Kartenspieler fragte: «Kannste Skat?» Mit dieser Frage schien die vorherige, wer ich sei, nicht mehr von Interesse zu sein. «Nein», antwortete ich, «leider nicht.» Und Nilowsky rief vom Tresen rüber: «Der wohnt erst seit ein paar Tagen hier.» Das klang wie die Begründung dafür, dass ich nicht Skat spielen konnte. «Komm», sagte er, «fass mal mit an!» ...

Wir zogen Nilowskys Vater, Beine voran, durch einen dunklen Flur. Weil ich fürchtete, der Kopf des Alten könne vom Hals abreißen, bemühte ich mich, ruckartige Bewegungen zu vermeiden. Wir zogen ihn bis in sein Schlafzimmer, in dem es nach Bier und Schweiß und Zigarettenqualm stank. Dann hieyten wir ihn aufs Bett, Nilowsky warf die Bettdecke über den Kopf des Vaters und sagte: «Könnte ihn umbringen, jetzt könnte ich das, wieder mal, wäre ganz einfach, ihn umzubringen, ganz einfach wäre das, einfach zudrücken, bis er keine Luft mehr kriegt. Aber würde schnell gehen, zu schnell würde das gehen, das Totsein, das wäre ja keine Qual für ihn, das wäre zu einfach, keine Qual ist nicht gut, hat er nicht verdient.»

Nilowsky nahm die Bettdecke vom Gesicht des Alten und erklärte: «Das war's. Muss wieder nach vorne, muss ich.» Ich folgte ihm in den Gastraum, in dem die Skatspieler neue Biere forderten, die Nilowsky sogleich zu zapfen begann. Zu mir sagte er nur noch: «Danke dir. Mach's gut.» Das klang so entschieden, dass ich, ohne ein Wort zu erwidern, hinausging. Ich fühlte mich gekränkt, denn ich hatte den Eindruck, er hatte mich nur hineingebeeten, um seinen Vater wegzuschaffen. Ich nahm mir vor, Nilowsky fortan nicht weiter zu beachten. Doch am nächsten Nachmittag beobachtete ich

durch die offen stehende Kneipentür eine Szene, von der ich, schon als ich sie sah, wusste, dass ich sie wohl nie würde vergessen können: Ich sah, wie der Vater mit einem Feuerhaken auf seinen am Boden liegenden Sohn einschlug. Auf Rücken und Beine schlug er und auf die Arme, die Nilowsky schützend an den Kopf gepresst hatte. Im Rhythmus der Schläge brüllte der Vater: «Du hast mir nich anzufassen, is dir det klar, dass du mir nich anzufassen hast?» ...

In den nächsten Tagen wagte ich mich nicht vor das Fenster oder die Tür der Kneipe. Wenn ich nach Hause kam, huschte ich in den Hauseingang und rannte die Treppe hoch, um so schnell wie möglich in unsere Wohnung zu gelangen. Vom Fenster meines Zimmers aus sah ich dann zum Chemiewerk hinüber und wünschte mir, dass es in Flammen aufgehen möge. Vielleicht reichte ja ein Leck in einer Rohrleitung, damit sich eine kleine Pfütze aus Säure bildete, die sich durch eine weggeworfene Zigarettenkippe in unaufhaltsames Feuer verwandelte. Meine Eltern sollten nicht sterben bei diesem Brand, aber ein für allemal nach Prenzlauer Berg zurückziehen.

Wenn sie sich am Abendbrottisch über ihre Arbeit unterhielten, tat ich so, als hörte ich überhaupt nicht hin. Einmal allerdings fiel es mir schwer, mein gespieltes Desinteresse aufrechtzuerhalten. «Ich frag mich», sagte mein Vater, «weshalb die Afrikaner ausgerechnet zu uns ins Chemiewerk kommen müssen. Die begreifen noch nicht mal, was man ihnen erklärt, und am Ende lungern sie irgendwo rum, und man muss aufpassen, dass sie nicht heimlich saufen oder rauchen und die Sicherheit gefährden.»

«Das ist internationale Solidarität», erwiderte meine Mutter. «Da läuft nicht immer alles so einfach. Dafür sind das eben Entwicklungsländer, aus denen die Menschen kommen.» Die Afrikaner, so erfuhr ich aus dem weiteren Gespräch, waren schon seit fast vier Monaten in einer Wohnbaracke am Rande des Chemiewerks untergebracht. Und da internationale Solidarität offenbar eine Sache mit Geheimnissen war, wusste niemand im Werk, wie lange sie bleiben würden. Meinem Vater war aufgetragen worden, sie zu betreuen, und ich freute mich, dass zumindest diese Aufgabe ihm ausgesprochen missfiel.

Ein paar Nachmittage später suchte ich nach der Baracke. Es war nicht schwer, sie zu finden. Ich musste nur durch die Bahndammunterführung und etwa dreihundert Meter links entlang durch ein Waldstück, schließlich kam ich auf einen Trampelpfad, der direkt zu dem rotgelb angestrichenen Holzhaus führte. Die Abgase des Chemiewerks zogen über das Haus hinweg und vermischten sich mit einem daraus aufsteigenden stechenden Ingwerknoblauchgeruch, der den Schwefelgestank fast übertünchte. Diesen Geruch hatte ich bislang noch nicht gekannt. Er war so eigenartig und intensiv, dass ich mir sicher war, ihn nicht mehr zu vergessen.

Kein Mensch war zu sehen, nichtsdestotrotz hielt ich einen Abstand von mindestens dreißig Metern und verbarg mich außerdem hinter einem Baumstamm. Ich dachte: Möglicherweise wird einer dieser faulen, undisziplinierten Afrikaner irgendwann einmal seine Zigarettenkippe in eine Säurepfütze werfen. Havarie im Chemiewerk, das wäre was. Und dann hätten meine Eltern hier nichts mehr zu tun, und wir würden wegziehen.

Plötzlich hörte ich Schritte hinter mir. «Na, suchst jemanden?» Es war Nilowskys Vater. Ein Grinsen, das mir irgendwie freundlich erschien, spielte um seinen Mund. Trotzdem jagten mir die vom Saufen verquollenen Augen in dem knochigen, rot geäderten Gesicht Angst ein. «Kann ich dir vielleicht helfen, wenne jemanden suchst?»

«Ich suche niemanden», antwortete ich und bemühte mich um eine feste Stimme. Das Grinsen von Nilowskys Vater wurde immer breiter. «Wenne die Neger sehen willst, musste später kommen. Die sind noch uff Arbeit. Aber die Weiber kochen schon.»

«Ich weiß, dass die noch auf Arbeit sind», behauptete ich. Und Nilowskys Vater, kurz und bündig: «Klar weißte das. Dein älterer Herr is ja zuständig für die.» Das klang wie eine Drohung, auf eine bestimmte Art aber auch respektvoll. Und dieses altmodische «Dein älterer Herr» – so hatte noch niemand meinen Vater bezeichnet. Am liebsten hätte ich den alten Nilowsky gefragt, was er denn eigentlich hier mache. Doch das traute ich mich nicht. Stattdessen sagte ich: «Ich bin nur auf 'm Spaziergang hier. Die Gegend erkunden.» Das hörte sich nach Rechtfertigung an, und darüber ärgerte ich mich. Nilowskys Vater nickte verständnisvoll. Sein Grinsen verschwand jedoch nicht. «Na, denn spazier mal schön weiter», rief er, drehte sich um und ging den Trampelpfad zurück. ...

»Ich werd dir was verraten«, sagte er. «Ich werd dir verraten, warum er immer an der Baracke herumschleicht. Kommst du nämlich nicht drauf, warum er da immer an der Baracke. Ohne reinzugehen, immer nur drum herum.» Nilowsky lachte schadenfroh und wiederholte abermals: «Immer nur drum herum, die Nieta, die hässliche versoffene

DAS BUCH



Es gibt ja in jeder Buchsaison Titel, die einen Aufmerksamkeitsbonus haben, weil sie von Kennern der Literaturszene vorfreudig ins Gespräch gebracht werden. Torsten Schulz gehörte diesmal dazu. Der Autor («Boxhagener Platz») erzählt in seinem neuen Roman von einer Pubertätsfreundschaft, die Welten zusammenführt, reift, sich in der Konkurrenz um eine Frau fast verliert. Inmitten ostdeutschen Nebels, erzeugt von Schornsteinen, Alkohol und Politikstuss, geht's um die Sehnsucht nach einem charismatischen Gefährten und die amourösen Imitationen der Erwachsenenwelt.

■ Torsten Schulz: *Nilowsky*, Roman, Klett-Cotta, 285 Seiten, 19,95 Euro

Niete.« Er kicherte hämisch. »Du glaubst es nicht, du glaubst es einfach nicht. Aber ich verrät es dir. Du warst, bei der Baracke warst du, und deshalb verrät ich es dir. Er ist nämlich, die drackige Mist-sau ist scharf, scharf wie Nachbars Lumpi. Kennst du nicht das Sprichwort? Auf Neger-Wally, die hat's ihm angetan, auf die ist er scharf.« Er blieb stehen und sah mich kurz an, prüfend, erwartungsvoll, ehe er weiterhinkte und ich ihm wieder folgte.

»Und Neger-Wally«, fragte ich, wobei mir die Frage mehr wie eine Feststellung vorkam, »die wohnt in der Baracke?« »Nein«, antwortete Nilowsky. Es klang amüsiert: Wie könne ich nur auf so was kommen. »Neger-Wally, die wohnt auf der anderen Seite vom Chemiewerk, da wohnt Wally, auf der anderen Seite. Aber zu Besuch, sie ist oft zu Besuch in der Baracke. Bei den Afrikanern ist sie oft. In der Baracke, da kochen sie, und saufen tun sie und tanzen, und das ist noch nicht alles, was sie da machen in der Baracke, Wally und die Negermänner, und ein paar andere Frauen sind auch dabei. Mein Alter, der ist scharf auf Wally, aber er traut sich nicht rein in die Baracke....«

Es freute mich, dass ich mich meinen Eltern zum ersten Mal in meinem Leben überlegen fühlen konnte: Ich sah die faulen, undisziplinierten Afrikaner als meine Verbündeten an und diese Frau namens Neger-Wally gewissermaßen als eine Verbündete meiner Verbündeten. Meine Neugier, sie und die Afrikaner, wenigstens einige von ihnen, kennenzulernen, wuchs von Tag zu Tag. Allerdings wollte ich nicht wieder die Baracke beobachten und dabei von Nilowskys Vater überrascht werden. Am liebsten wäre ich einfach hineingegangen. Tür auf, hallo und rein. Doch das wagte ich nicht. Stattdessen hatte ich eine Idee, die zwar nicht besonders elegant war, aber auf Eleganz kam es mir auch nicht an. Ich ließ meinen Wohnungsschlüssel in meinem Zimmer liegen, um einen Vorwand zu haben, nach der Schule zu meiner Mutter ins Chemiewerk zu gehen und sie um ihren Schlüssel zu bitten.

Natürlich achtete ich darauf, so wenig wie möglich gesehen zu werden. Ich verbarg mich hinter Pfeilern und Mauervorsprüngen, und auf einmal entdeckte ich drei schwarze Männer, nebeneinander auf einer Rohrlleitung sitzend, die dicht über dem betonierten Boden verlief. »Hallo«, sagte ich

»Hallo«, antwortete der, der in der Mitte saß. »Gehen gleich wieder an Arbeit«, fügte er hinzu. »Nur kurz Pause.«

»Von mir aus«, sagte ich, »kennt ihr ruhig weiter Pause machen.« Der Mittlere schmunzelte mir zu und meinte: »Ja. Ist gesund Pause.« Er ist bestimmt der Sprecher der drei, dachte ich und wunderte mich deshalb nicht, dass mich die beiden anderen kaum beachteten. »Woher kommt ihr?«, fragte ich ihn.

»Mozambique«, meinte er. »Maputo, Hauptstadt. Sollen lernen. Chemiefacharbeiter. Internationale Solidarität von Proletariat. Deshalb Sozialismus und Revolution wird siegen in Afrika.« Dieser Text wirkte wie auswendig gelernt, und ich hatte schon Lust zu sagen: Ich bin nicht euer Lehrer, mit mir müsst ihr nicht so reden. Stattdessen fragte ich: »Und warum, wenn das so ist, sitzt ihr hier rum?«

Darauf der Sprecher: »Brauchen auch Pause für Revolution. So einfach.« In meinen Ohren klang das schlüssig, geradezu logisch. Für meine Eltern jedoch, dachte ich, ist das natürlich unbegreiflich.

Auf einmal kam mein Vater auf uns zu, wie aus dem Nichts. »Ich sehe wohl nicht richtig«, rief er den Mozambiquanern zu. »Macht euch an die Arbeit, aber fix!« Die drei standen unverzüglich und ohne Widerrede auf, doch so eilig sie auch davongingen, sie behielten ihren Gleichmut. »Und du?«, fragte mein Vater. »Was machst du hier seit über 'ner halben Stunde? Der Pförtner hat sich ganz aufgeregt bei mir gemeldet, sagte, du wolltest nur mal schnell den Wohnungsschlüssel holen und kommst einfach nicht zurück. Was soll das? Du kannst hier nicht ohne Erlaubnis. Was hast du mit den Afrikanern geredet?«

»Über dich«, antwortete ich, »haben wir geredet. Dass du nicht kapiert, dass Revolution und Pause zusammengehören. Dass du nur immer an deine Arbeit denkst und dass dir deshalb alle andern Menschen egal sind.« ■



Foto: Volker Scholtz

DER AUTOR

Torsten Schulz, Jahrgang 1959, arbeitet als Schriftsteller und lehrt Dramaturgie an der Filmhochschule in Potsdam-Babelsberg. Er wird seinen neuen Roman bei MAGAZIN-Lesungen in Halle (14.3.) und Leipzig (15.3.) vorstellen.

Pressespiegel Klett-Cotta	
Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	nordkurier.de
Datum:	05. März 2013
Rezensent:	Roland Mischke
URL:	http://www.nordkurier.de/cmlink/nordkurier/nachrichten/kultur/scham-und-staatsburgerkunde-1.549793

Romane über die DDR

Scham und Staatsbürgerkunde

Je länger die DDR Geschichte ist, desto tiefgründiger werden die Geschichten über sie. Jochen Schmidt und Torsten Schulz sind zwei wunderbare Bücher gelungen, in denen sie vom Aufwachsen in dem vergangenen Staat erzählen.



Hat es doch – und je länger sie vergangen ist, desto mehr Romane beleuchten das Leben hinter der Mauer.

Foto: dpa

Berlin (nk)

Jens ist 14, die Eltern lassen ihn von der Leine. Er darf im sächsischen Ferienlager Schneckenmühle Skat spielen, nach Dresden einen Ausflug machen und mit Mädchen auf Tuchfühlung gehen. Aufregend, dieser Sommer 1989, der letzte Sommer in der DDR.

Jochen Schmidt, 42, hat darüber geschrieben. Davor gab es schon einige Bücher von ihm, doch dieser Autor ist offenkundig zu feinfühlig, um im kommerziellen Literaturbetrieb kräftig mitzumischen.

Es geht um Bilder, Gerüche und verwirrende Gefühle. Wann ist dies das letzte Mal so beschrieben worden? Schmidts Roman trägt Wärmeenergie in sich, der Autor ist ein Beziehungsmensch, Menschen interessieren ihn nicht nur als Figuren. Und dass er sich so weit zurückdenken kann, dass er die scheinbar überhaupt nicht zusammenhängenden Dinge des Lebens, die einen 14-Jährigen wie Wellen und manchmal wie ein Tsunami überspülen, so gut erinnert – das fasziniert.

Miss Mais Brüste an der Wurstbude

Etwa die Wurstbude mit der barbusigen Frau, die als Plakat über dem Grill hängt. Jens, der Halbwüchsige, kommt von dem Anblick nicht los. „Ich kann gar nicht wegsehen, ihre Brüste sind so groß, dass es praktischer wäre, sie auf dem Rücken zu tragen.“ Auch die Freunde im selben Alter können nicht wegsehen. Gehen immer mit, wenn sich jemand an der Bude anstellt, damit es nicht so auffällt, „heimlich Miss Mai zu betrachten“.

Aber zugleich kommt auch Grausen auf. Das Plakat ist „aus dem Westen... Das arme Mädchen ist bestimmt drogensüchtig gemacht und gezwungen worden, sich für das Foto auszuziehen.“ Scham und Staatsbürgerkunde vereinen sich. Das Buch erzählt unterhaltsam vom Untergang einer Ideologie. Lässt aber nicht aus, dass die Erzieher sich in Richtung Ungarn verdrücken, um über die grüne Grenze zu gehen. Trotzdem geht der Reifeprozess weiter. Jens gerät an Peggy, das ist so schön, dass er versucht, „an etwas Trauriges zu denken“. Er muss stark sein, sich durchsetzen – was ist dagegen der Untergang eines Staates?

Und die Zunge bleibt an den Schienen kleben

Auch Torsten Schulz' Roman „Nilowski“ ist aus der Perspektive eines jungen DDR-Bürgers geschrieben, der sich ins Erwachsensein kämpft. Kein Zuckerschlecken neben Reiner Nilowski, der sich seiner annahm und makabre Dienste verlangt. Vier Minuten bevor der Zug kommt, soll Markus auf Geheiß des etwas Älteren als Vertrauensbeweis die Schiene lecken. Bei Minusgraden bleibt sie kleben, während der Zug schon anrumpelt. Nilowski rettet Markus, indem er auf dessen Zunge pinkelt. Nilowski ist ein Mann mit ausgefallener Fantasie, er kommt aus einer primitiven Familie und ist gern Welterklärer. Dass Markus ihm verfällt, gefällt seinen Eltern gar nicht. Aber Elternautorität setzt sich nicht gegen ein Faktotum durch, auch wenn dieses sichtlich gestört ist. Markus muss sich selber aus der Abhängigkeit freistrampeln.

Nilowski entstammt einer Familie, die es in der DDR offiziell nicht geben durfte. Aber Asozialität gab es auch dort. Diese Symbolik steht für das autoritäre Land mit seinen dummdreisten Machthabern, denen das Volk „gehört“. Größenwahn und Neurose waren auch in der DDR überall anzutreffen, natürliche Regungen auf Dauerzwang. Schulz zeigt, wie ein junger Mensch das durchsteht, ohne durchzudrehen. Das ist eine Leistung.

Jochen Schmidt, „Schneckenmühle“, Beck, München, 220 S., 17,95 Euro

Torsten Schulz: „Nilowsky“, Klett-Cotta Stuttgart, 284 S., 19,95 Euro

Pressespiegel Klett-Cotta	
Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	Lektoratsdienste
Datum:	25. Februar 2013
Rezensent:	Ronald Schneider
URL:	

Schulz, Torsten:

Nilowsky : Roman / Torsten Schulz. - Stuttgart : Klett-Cotta, 2013. - 284 S. ; 21 cm
 ISBN 978-3-608-93971-2 fest geb. : EUR 19.95

Der 1959 in Ostberlin geborene Filmregisseur und Schriftsteller hatte in seinem vielbeachteten Roman-Debüt "Boxhagener Platz" (BA 5/04) die Erlebnisperspektive eines pubertierenden Jungen in der DDR des Jahres 1968 in den Mittelpunkt gestellt. Auch in seinem 2. Roman geht es um die Erfahrungen eines Heranwachsenden in Ostberlin, diesmal in den Jahren 1976 bis 1983. Markus ist gerade 14, ein durch und durch angepasster Junge aus einer gut integrierten DDR-Familie, als er den 5 Jahre älteren Nilowsky kennenlernt und immer stärker in dessen Bann gerät. Die Freundschaft zu dem charismatischen und unberechenbaren Nilowsky, Sohn eines versoffenen Kneipenwirts, stürzt Markus in immer neue Konflikte, hindert ihn aber nicht, seinen Weg in ein erfolgreiches Erwachsenen-Leben weiter zu gehen. Der ungewöhnliche, bis zuletzt spannend zu lesende Roman überzeugt durch seine lakonische Erzählweise, eine sehr authentisch wirkende Sprache, skurrile Figuren und grotesken Humor. Beeindruckend ist aber auch der ungewöhnliche Blick auf den DDR-Alltag, jenseits von Anklage und nostalgischer Verklärung. Breite Empfehlung.

Ronald Schneider

Pressespiegel Klett-Cotta	
Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	BuchMarkt
Datum:	März 2013
Rezensent:	Ulrich Faure
URL:	



Ulrich Faure

Rolf Schneider hat mit **Schonzeiten** bei **be.bra** eine unbedingt lesenswerte Autobiografie vorgelegt. Ein Hauptwerk der jüdischen Literatur erstmals auf Deutsch: **Jiří Mordechai-Langers Die neun Tore. Geheimnisse der Chassidim**. Bibliophil aufgemacht bei **Arco**.

S. Fischer startet eine **Döblin**-Werkausgabe im Taschenbuch: Leute, lest ihn endlich! Ein Hammer-Roman : **Gibraltar** von **Sascha Reh** bei **Schöffling**. Gerade 100 Jahre alt und immer noch aktuell: **Franz Jungs Tottelbuch** (Nautilus). **Schräg: Torsten Schulz' Nilowsky (Klett-Cotta)**. An Faktenreichtum nicht zu überbieten: Die **Brecht**-Biografie von **Jan Knopf** bei **Hanser**.

Pressespiegel Klett-Cotta	
Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	zuckerkick.com
Datum:	20. März 2013
Rezensent:	Alexander Nickel-Hopfengart
URL:	http://www.zuckerkick.com/?p=11431

// Ums Erwachsen-Werden dreht sich auch die Geschichte „Nilowsky“ aus der Feder von **Torsten Schulz**. Der Filmhochschul-Professor und Autor von „Boxhagener Platz“ macht sich in seinem neuen Werk daran, das Leben des jungen Markus Bäcker ein wenig genauer unter die Lupe zu nehmen. Der zieht gerade mit seinen alten Eltern in einen Randbezirk von Berlin. Fortan hat er tagein tagaus ein stinkendes Chemiekraftwerk vor der Nase und sieht sich mit vorbeirauschenden Zügen konfrontiert, die immer wieder die Wände um ihn herum zum Wackeln animieren. Dann aber lernt er einen gewissen Nilowsky kennen und erforscht mit ihm zusammen die neue Umgebung.

Was die beiden zusammen erleben, ist nicht nur herrlich amüsant, sondern stimmt einen als Leser auch ein wenig nostalgisch. Dabei gelingt es dem Autor immer die gängigen Klischees zu umschiffen und seinen Lesern ein breites Grinsen aufs Gesicht zu zaubern. Wenn du also auf skurrile Charaktere und hinter sinnige Geschichten stehst, lies unbedingt mal rein. Torsten Schulz hat mit „Nilowsky“ das wohl liebenswerteste Buch des Frühlings geschrieben. Da möchte man nach dem Schließen des Buchrückens gar nicht glauben, dass dieses zauberhafte literarische Unterfangen schon wieder zu Ende sein soll.



Pressespiegel Klett-Cotta	
Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	weltexpress.info
Datum:	04. März 2013
Rezensent:	Anne Hahn
URL:	http://www.weltexpress.info/cms/index.php?id=6&tx_ttnews[tt_news]=46595&tx_ttnews[backPid]=385&cHash=c99916ae1851acb8216397b44d36c93f

Torsten Schulzes neuer Berlin-Roman „Nilowsky“ feiert Premiere

Berlin (Weltexpress). „Mir ist das gar nicht aufgefallen, dass das Thema so oft vorkommt!“ Diesen Satz äußert Torsten Schulz so oder ähnlich gleich mehrfach am Donnerstag-Abend der vergangenen Woche im Roten Salon der Berliner Volksbühne. Sein jüngster Roman „Nilowsky“ wird vorgestellt. Torsten Schulz liest die ersten drei Kapitel daraus, der Schauspieler Sebastian Zimmmer später andere Stellen, dazwischen erläutert der Literaturkritiker Hubert Winkels, was die Skurrilität des Romans ausmacht. Es gehe zu wie in einem Splatter, eine Frau verblutet, ein Mann säuft sich zu Tode, eine Urne wird ausgegraben und immer wieder finden sich die Protagonisten auf Friedhöfen ein. „Ja“, sagt Torsten Schulz und das Publikum lacht.



„Hmmm“, antwortet der Autor an ähnlicher Stelle fünf Minuten weiter und dem Zuhörer wird einmal mehr bewusst, dass die eigentliche Begabung eines Schreibenden beim Schreiben liegt, und nicht beim Erläutern des Produktes. Den Beipackzettel müssen andere verfassen und übersetzen. Hubert Winkels gibt sein bestes, „nun Herr Schulz, wir könnten es dabei belassen, oder wie bei Hitchcock fragen, `Wie machen Sie das?‘“ Kurz gerät Schulz in die Dozentenrolle und beschreibt doch einige Details aus Produzentensicht.

„Es gibt merkwürdige Geschichten, Nilowsky ist eine unerlöste Figur. Das war mein Motto beim Schreiben, was genannt wurde, sind die Konsequenzen dessen. Befreiungsversuche, die nicht gelingen...“

Winkels hakt erfreut ein und leitet auf die Hauptfigur Markus Bäcker um, der einen Freund wie Nilowsky anscheinend nötig hat, einen Leichenfledderer. „Aja? Interessant!“ antwortet und Schulz und diesmal lacht das Auditorium lange.

Wir hören die ersten Kapitel des Romans und sehen mit den Augen eines Jugendlichen die Gleise, die Fabrik, das Neubauviertel und den verschrobenen Nilowsky, wie er erstmals auftritt. Authentisch und sympathisch liest der Autor, mit lupenreinem Berliner Akzent und herrlich verwischten Sch´s. Die Lese-Kostprobe des Hörbuch-Sprechers Zimmerer wirkt dagegen holprig und gekünstelt, unpassend, ja fehlbesetzt. Wieso spricht der junge Mann, der den Roman angeblich dreimal gelesen hat, Nilowsky wie einen dreizehnjährigen Hannoveraner? Ohne Akzent und Esprit?

Wie die Berliner Friedhöfe als wiederkehrende Orte ist auch die Sprache seiner Berliner Kindheit und Jugend selbstverständlich in das Werk geflossen und gibt dem kleinen Roman seine besondere Würze. Torsten Schulz ist der Sympathieträger des Abends, wenn er mit leiser Stimme betont, Lesungen würden ihm Spaß machen, vor allem der Kontakt mit dem Publikum. Der Kritiker übernimmt und erläutert die Verbissenheit der Hauptfigur, das Verblüffende seiner Passivität und die Grausamkeit der Typenkomödie an sich... Torsten Schulz darauf: „Ich weiß gar nicht, wie ich das verlängern kann, was Sie da alles sagen.“

Torsten Schulz, Nilowsky, Roman, 284 S., Tropen Bei Klett-Cotta, 2. Aufl. (22. Februar 2013) 19,95 €

Torsten Schulz, geboren 1959, ist Autor preisgekrönter Spielfilme, Regisseur von Dokumentarfilmen und Professor für Dramaturgie an der Filmhochschule Babelsberg. Sein Debütroman »Boxhagener Platz« wurde in mehrere Sprachen übersetzt und fürs Kino verfilmt. <http://www.klett-cotta.de/buch/Gegenwartsliteratur/Nilowsky/31668>

Nächster Termin einer Lesung in Berlin: 12.3., 20:15 Uhr, Buchhandlung Bötzbuch, Bötzbuchstraße 27, 10407 Berlin

Pressespiegel Klett-Cotta	
Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	lesen-und-lesen-lassen.de
Datum:	22. Februar 2013
Rezensent:	
URL:	http://www.lesen-und-lesen-lassen.de/index.php/2008/08/beitrag/2013/02/lesung-torsten-schulz-nilowsky/

Er ist wieder da: Torsten Schulz



© Marijan Murat

9 Jahre ist es mittlerweile her, dass wir mit dabei sein durften, als *Boxhagener Platz* im Friedrichshainer “Feuermelder” eine berauschende Kiez-Premiere erlebte. 2008 veröffentlichte Torsten Schulz dann seinen Erzählungs-Band *Revolution und Filzläuse* (mit einer extra Feuermelder-Geschichte). Nun, am 21. März, freuen wir uns, Torsten Schulz mit seinem neuen Roman *Nilowsky* zu einer Lesung im Laden begrüßen zu dürfen:

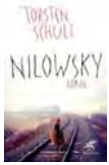
Zum Buch: Markus Bäcker, der jugendliche Erzähler, ist von seinem neuen Wohnort wenig begeistert. Die Eltern sind mit ihm wegen ihrer neuen Arbeit an den Stadtrand gezogen. In einen Ort ohne Namen, in den dritten Stock eines Wohnhauses direkt neben einer Bahnstrecke, auf der ständig Fernzüge vorbeirattern. Die Eltern lieben ihre neue Arbeit im Chemiewerk und der Faule-Eier-Geruch, der von dort aus herüberweht und durch alle Ritzen dringt, stört sie gar nicht.

Markus will einfach nur zurück und tatsächlich fährt er nach der Schule oft nach Prenzlauer Berg, um erst am Abend wieder in die öde Stadtrandsiedlung zurückzukehren. Doch das ändert sich, als er Nilowsky kennen lernt, einen etwas älteren Jugendlichen der im “Bahndamm-Eck” arbeitet. Nilowsky zeigt ihm eine ganz andere Welt, oder zumindest den Blick darauf. Er weht ihm viele Geheimnisse ein, die des Vier-Zehners, die der Mozambiquaner im Chemiewerk, die von Neger-Wally...

Ja, es gibt auch hier eine Eck-Kneipe. Ja, auch in diesem Buch geht es um das Erwachsenwerden. Doch *Nilowsky* ist tiefgründiger, schaut hinter die Fassaden. Ist prall gefüllt mit Lebensentwürfen, Fragen, gespickt mit Zitaten, Verweisen, Assoziationen. Und so trostlos Markus’ neuer Wohnort auch ist, damit können wir uns auf einen neuen “Torsten Schulz” freuen: am 21. März 2013!

Torsten Schulz, geboren 1959, wuchs in Friedrichshain auf. Sein erster Roman "Boxhagener Platz" (2004) wurde 2004 verfilmt. Er ist seit 2002 Professor für Dramaturgie in Potsdam, Autor von Spielfilmen und Regisseur von Dokumentarfilmen.

Lesung am Donnerstag, 21. März 2013, 20:30 Uhr, Eintritt 4.00 Euro



Torsten Schulz
Nilowsky
Klett-Cotta 2013

Pressespiegel Klett-Cotta	
Autor:	Torsten Schulz
Titel:	Nilowsky
Medium:	lokalkompass.de
Datum:	15. März 2013
Rezensent:	
URL:	http://www.lokalkompass.de/wattenscheid/kultur/buchtipps-der-woche-ungleiche-freunde-d274071.html

BUCHTIPP DER WOCHE: Ungleiche Freunde



„Ich hatte immer Sehnsucht nach einem großen Bruder. Mit Nilowsky habe ich ihn mir erschaffen“, klärte Autor Torsten Schulz über den Protagonisten seines zweiten Romans auf.

2004 hatte der Potsdamer Professor für Dramaturgie mit „Boxhagener Platz“ ein beachtliches und später von Matti Geschonneck erfolgreich verfilmtes Romandebüt vorgelegt. Wie in seinem Erstling ist auch nun die Handlung im Berliner Osten angesiedelt. Der Ich-Erzähler Markus Bäcker ist vierzehn Jahre alt und gerade mit seinen Eltern an den Stadtrand gezogen, in ein schäbiges Umfeld, in Reichweite eines Chemiewerks und unmittelbar an einer Bahnlinie gelegen. Ausgerechnet in dieser ihm zunächst verhassten Gegend lernt er 1976 die für seine Jugend prägende Figur kennen – den vier Jahre älteren Reiner Nilowsky, Sohn eines zwielichtigen Kneipenwirts des Viertels.

Nilowsky ist ein Typ, vor dem alle wohlmeinenden Eltern vermutlich ihre Kinder eindringlich warnen: ein autoritärer Leithammel mit kruder Weltsicht, primitiv und anarchisch, ein verträumter Spinner und gnadenloser Aufschneider – mal liebenswert, mal cholerisch. Die Beziehung zwischen den ungleichen Freunden ist äußerst schwierig, erinnert ein wenig an ein autoritäres Herr-und-Knecht-Verhältnis. Nilowsky treibt mit dem jüngeren Markus allerlei Schabernack. Als Mutprobe muss der Jüngere im Winter die Bahnschienen lecken, bei den herrschenden Minusgraden bleibt die Zunge kleben, Markus bekommt es mit der Angst zu tun. Panik breitet sich in ihm aus, er hört schon den Lärm des nahenden Zugs, als ihn Nilowsky (wie eklig!!) mit seinem Urin von seinen Todesängsten „erlöst“.

Das Verhältnis zwischen Markus und Nilowsky wird noch komplizierter, weil sie

irgendwann beide für das gleiche Mädchen schwärmen – für die geheimnisvoll-naiv gezeichnete Carola, die sich vorgenommen hat, nicht älter als dreizehn aussehen zu wollen. Der 54-jährige Torsten Schulz hat wie schon in seinem Debüt ein feines Händchen für skurrile Figuren bewiesen. In einem Handlungsschlenker begegnen wir einer Gruppe älterer Frauen aus dem Viertel, die sich mit Afrikanern vergnügen und sich auf fragwürdige Voodoo-Zauberei zur Steigerung des „Liebesdurstes“ einlassen. Auch die Episode um die Beerdigung von Nilowskys brutalem Vater entbehrt nicht einer gewissen Komik. Nilowsky lässt Musik vom Plattenspieler laufen, die der Vater gehasst und von der sich seine bereits vor langer Zeit gestorbene Mutter einst dauerberieseln ließ. So wird die Beerdigung noch zum symbolischen Racheakt.

Die pubertären Irrungen und Wirrungen, eine Freundschaft der ganz speziellen Art, ein geheimnisvolles Dreiecksverhältnis, die Akzeptanz einer Autorität außerhalb der Familie und die Rebellion gegen die Erwachsenenwelt sind die zentralen Themen des zweiten Romans von Torsten Schulz, der ohne jede Ostalgie einen scharfen Blick auf das kleinbürgerlich-proletarische Milieu der DDR wirft.

„Ich fühlte mich geborgen in seinen Armen und musste noch heftiger heulen, so heftig, dass mein Körper bebte. Nilowsky drückte mich fest an sich und sagte: ‚Ist gesund, wenn man heult, richtig heult.‘“ Es sind gerade solch simpel klingende Dialoge, die diesem Roman ein Höchstmaß an Authentizität und darüber hinaus auch eine singuläre Melodie verleihen. Mal herzerreißend komisch, mal tieftraurig – ein Roman, der wunderbar zwischen Komik und Tragik changiert.

Torsten Schulz: Nilowsky. Roman. Klett Cotta Verlag, Stuttgart 2013, 285 Seiten, 19,95 Euro

Anrufen und gewinnen

Wir verlosen 5 Exemplare dieses Buches. Wer sich dafür interessiert, rufe zwischen Samstag (16.3.) um 10 Uhr und Sonntag (17.3.) um 22 Uhr unsere Gewinnhotline (01379/220009) an. Nennen sie uns dann den Autor des oben vorgestellten Buches. Der Anruf kostet 50 Cent/Minute aus dem dt. Festnetz. Mobilfunk-Anrufe können teurer sein.